

seiner Zeit. — Die Publikation von Schriften über Kraus und seine Umwelt. — Die Edition seiner Werke und anderer Komponisten des fränkischen Raumes.

Der Mitgliedsbeitrag bei der Kraus-Gesellschaft beträgt derzeit DM 24,— jährlich, für Schüler, Studenten und Auszubildende bzw. Mitglieder des Vereins Bezirksmuseum Buchen e. V. DM 12,—. Für die Mitglieder werden folgende Vergünstigungen angeboten:
— Kostenloser Bezug der Mitteilungshefte. Das

erste Heft soll noch 1982 erscheinen. — Ermäßigter Bezug von Publikationen über Kraus sowie von Notenausgaben und Klangdokumenten. — Ermäßigte Tagungsgebühren bei Symposien, Tagungen und Interpretationskursen. — Freier Eintritt in die Kraus-Sammlung des Bezirksmuseums Buchen.

Interessenten wenden sich bitte an die Geschäftsstelle der Internationalen Joseph-Martin-Kraus-Gesellschaft, Kellereistraße 25, 6967 Buchen.

Otto Schmitt-Rosenberger

Leonhard Frank

An Leonhard Frank, dessen wir gedenken, erinnern sich in diesem Jahr noch etliche Menschen mit Achtung, durch Literatur zu Bewegende vielleicht nicht zuletzt, über Literatur literarische Motivationen entdeckende Menschen, die es berührt, wie sehr da ein Schriftsteller sich dem Schreiben verschrieb. Ohne Zweifel, Leonhard Frank, vor hundert Jahren, am 4. September 1882, in Würzburg geboren, hat die Zeit, bevor er Schriftsteller wurde, als sein Vorleben begriffen, die Zeit danach aber als sein wahres, sein eigentliches Leben, als das Leben nach einer Art Neu-, einer Art Wiedergeburt. Über viele Jahre wollte ihm, nachdem er wie man damals zu sagen pflegte, das Licht der Welt erblickte, dieses Licht nicht wirklich leuchten. Er war das Kind darbender Eltern, die kaum das Salz auf dem Brot hatten, und wuchs über diese beengenden, bedrückenden Verhältnisse lang nicht hinaus.

Zur materiellen Not kam bald — und unter ihr litt Frank noch schwerer — die seelische. Schuld lud die Schule auf sich, als sie den empfindsamen Jungen einem unempfindsamen Lehrer in die Hand — die keine führende, sondern eine würgende war — fallen ließ. Der Quälgeist Dürr, von ihm später Mager genannt, wurde Leonhard Franks böser Geist, und als solcher, als ein unruhiger Geist, einem Kain, einem Ahasver nicht unähnlich, geistert er durch nicht wenige Bücher dieses Schriftstellers,

der im Schreiben auch, ja vor allem, ein Stück Vergangenheitsbewältigung, Bewältigung einer verquerten Vergangenheit, sah. Trüb die Schulzeit, trüb die Zeit auch, die er dann als Schlosserlehrling verbrachte: Keine Aussicht, weiterzukommen, keine Aussicht — denn da wollte er letztlich hin — zu sich selbst zu kommen.

Er mußte, um weiter-, um zu sich selber zu kommen, von Würzburg weggehen. Frank wollte Maler werden, sich das Geld für ein Malstudium verdienen. Doch er ging ohne feste Pläne, ohne auch nur eine Spur von Gewißheit zu haben. Der Weg, ein anfangs unebener, unsicherer, war sein Ziel. Dem Ziel näherte er sich, als er, zunächst in München, dann in Berlin, in die Gesellschaft von Künstlern und Literaten geriet.

Im „Café des Westens“ der von Leben brodelnden Reichshauptstadt, wo man Tisch an Tisch, Stuhl an Stuhl die hautnabesten Eindrücke von Berlins, von Deutschlands Kunstszene gewann, saß bald auch er. Eine andere Schule war dies als jene, in der ein sadistischer Lehrer, den es nicht kümmerte, wenn seine Schüler verkümmerten, das Herz ihn beklemmte, ihn in Angstschweiß ausbrechen ließ. Seine Hochschule war dieses Café, und mit ungemeinem Lerneifer gab er dort dem Studium sich hin.

Immer mehr zog es ihn vom Malen zum Schreiben, doch wie seinerzeit jenes machte er jetzt dieses sich schwer.

Schreiben, das war für ihn Kunst, letzter Anstrengung wert. Er wollte nicht, daß die Zeilen sich füllten, sondern daß jedes Wort etwas wog. Schon bevor er ein Dichter wurde, war er einer, weil er das Ungefähre nicht mochte. Überflüssig schienen ihm die Worte zu sein, die ihm beim Schreiben anfangs zuflossen. Nur scheinbar brachten sie die Sätze in Fluß, in Wahrheit ließen sie diese zerfließen. Ihn, der im Schreiben Halt suchte, schmerzte diese Haltlosigkeit.

Eines Tages — er arbeitete, er wartete — war es soweit: Sechs, acht Zeilen, sie standen, sie flossen nicht auf dem Papier. So sind die ersten Sätze von Franks „Räuberbande“ entstanden.

„Die Räuberbande“: Das war Franks Durchbruch zur Literatur, das war auch — beides stellt sich ja keineswegs immer zur gleichen Zeit ein — sein Durchbruch zum Publikum, zur Publicity, sein Durchbruch zum Erfolg. Literatur machen, ernsthafte ernst zu nehmende, und Erfolg haben: Die Zahl der Schriftsteller, die dieses Zusammengehen sich wünschen, ist so klein gewiß nicht. Leonhard Frank gehört zu jenen, die sich, weil sich beides bei ihm öfters verband, auf diese Weise gern etablierten. Er war wer und er wollte dies auch im Bewußtsein der Öffentlichkeit sein. Gefragt zu sein, gesellschaftlich auf der Höhe zu sein, honoriert zu werden, vertrug sich für ihn sehr wohl mit seinem literarischen Ethos, es vertrug sich auch mit seiner Teilnahme am Los, am Leiden anderer Menschen, mit dem Mitgefühl, das er oft zeigte. Es minderte nicht die Tapferkeit seines Herzens. Nach außen gut dazustehen, bedeutete für ihn auch nicht, überall dabei zu sein, überall mitsprechen, mitschreiben zu müssen. Über Jahre hinweg hatte er sich dazu angehalten, Schriftsteller zu werden, jetzt hielt er auf seine schriftstellerische Existenz, jetzt wollte er sein Sosein als Person und als Schriftsteller wahren.

Aus diesem Grund, ja aus ihm nicht zuletzt, war Frank nicht korruptierbar. 1914 erhielt er für „Die Räuberbande“ den

Fontanepreis, kurz darauf sprachen in Europa die Waffen. Angesehene Autoren, feinsinnige und feinfühligste Dichter, Lyriker, deren Verse sonst keineswegs hohl klangen, dichteten mit einem Male martialisch, stürmten im Geiste mit nach dem Westen, bauten sich blutrünstige Feindbilder auf. Der Autor der „Räuberbande“ konnte kein Kriegsdichter sein, er konnte sich vorstellen, wie es ist, wenn einen Menschen eine Kugel trifft, in den Kopf, in die Brust oder auch „nur“ in den Arm, in das Bein, wie es ist auch, wenn man zu Schiff fährt und ein „feindliches“ Geschöß den Schiffsleib zerreißt, man sich nirgendshin retten kann, Minute um Minute, Sekunde um Sekunde man dann den Kopf immer weniger über das Wasser noch kriegt. Leonhard Frank, in seiner Jugend oft ein Stück Elend, sah dies vor sich, als sähe er es mit eigenen Augen, und er schlug dem Journalisten, „einem wohlmeinenden Mann, der später Redakteur einer sozialistischen Zeitung wurde“ (so Frank in seiner Autobiographie), ins Gesicht, als dieser im „Cafe des Westens“ gejubelt hatte: „Wir haben die Lusitana versenkt, mit 1198 Passagieren — die Versenkung der Lusitana ist die größte Heldentat der Menschheitsgeschichte“.

Frank verließ dieses Land und ging, ein Emigrant jetzt, in die Schweiz.

„Die Ursache“ hieß der Roman, an dem er gerade schrieb, als ihn nicht so sehr der Krieg als die sich so unversehens, so unverhohlenen Luft machende Kriegslust ins Exil trieb (aus dem er nach Kriegsende wieder nach Berlin zurückgekehrt ist). In diesem Roman setzt sich Frank nicht mit der Ursache des Krieges auseinander, sondern mit jenem Lehrer, der zur Geißel seiner Kindheit geworden war und ihn noch immer verfolgte, in München wie in Berlin und dann in der Schweiz. Frank schrieb da einen Roman nach Art der Expressionisten, dessen Steigerungen fast immer Übersteigerungen sind. Auch in anderen Arbeiten verschraubt sich seine Sprache, wenn er ihr, um sie höher zu treiben, Schrauben anlegte. Würzburg bildet den Hintergrund des Romans „Die

Ursache“, die Stadt, der er entstammte, und von der er ebensowenig je loskam wie von Deutschland, von dem er sich, ein weltberühmter Autor und ein passionierter Berliner, inzwischen ein zweites Mal lossagte, als der Braunauer es für seine braunen Ideen zu requirieren versuchte.

Er war ein gottgewollter, ein unabänderlicher Deutscher, sagte der Schauspieler und Regisseur Fritz Kortner über ihn, der ihm nahestand, der auch das Los, sich unverstanden zu wähnen, nicht mehr von heute, zu wenig restaurativ zu sein, zuletzt mit ihm teilte. Auch der Literaturwissenschaftler Prof. Hans Mayer sah dem Schriftsteller ins Herz, als er, sein literarisches Schaffen analysierend, meinte: *Immer wo Frank in seiner Würzburger Welt geblieben ist, ist er authentisch, nicht zu ersetzen . . .*

Die Wurzeln, die Leonhard Frank mit Würzburg verbanden, gründeten tief; grub er als Schriftsteller nach ihnen, so grub er daraus Literatur. Hin und wieder kam auch das fränkische Umland zum Vorschein: Ochsenfurt („Das Ochsenfurter Männerquintett“), Rothenburg, so weit darf man gehen („Die Deutsche Novelle“). Einmal grub er abgründig: „Die Jünger Jesu“. Dieses Buch, dessentwegen man ihn der Geschichtsklitterung zieh — eine Judenverfolgung dieser Art gab es in jener Zeit in Würzburg doch nicht! — ging den Würzburgern zu weit. Jenen freilich nur, die, akribisch-phantasios, nicht wahrnahmen, daß hier ein Schriftsteller, der mit seinen Würzburger Kinderaugen noch sah, sich damit nur etwas darstellerisch näherzubringen, es für sich ins Bild setzen wollte.

Auch mit „Karl und Anna“, einer Heimkehrergeschichte — Hans Mayer bezeichnete sie als eine der bedeutendsten Novellen der neueren deutschen Literatur, aus der dann ein Heimkehrerstück wurde, handelte sich Frank — wieder aus anderen, heute kaum mehr recht begrifflichen Gründen — Ärger ein, als das Würzburger Publikum anfangs der 50er Jahre im Stadttheater damit konfrontiert wurde. *Tempi passati* — die Zeit heilt nicht nur

Wunden, sie macht uns auch reifer; in den letzten Jahren fiel manches klärende Wort.

Nach 1945 — Frank war vor den Nazis zunächst nach Frankreich dann über die Pyrenäen in die Vereinigten Staaten geflüchtet — konnte eine Weile der Eindruck entstehen, es würde ihm das Morgenrot im Osten, im Osten seines zweigeteilten Vaterlandes, leuchten. War er nicht Sozialist, stand er nicht auf der Seite derer, die, weil deklassiert, gegen den Klassenfeind, die Kapitalisten, Front gemacht hatten? Die DDR ehrte ihn mit ihrem Nationalpreis, die Ostberliner Humboldt-Universität mit ihrer Ehrendoktorwürde. Frank — Warum nicht? sagte er sich wohl, Ehre wem Ehre gebührt — ließ sich damit zieren. Doch Frank liebte das Leben und die Liebe zu sehr, als daß er sich einer Ideologie, die das Leben und die Liebe reglementierte, hätte anheimgen können. Er liebte das Leben, er liebte die Liebe; er war nicht nur ein gottgewollter Deutscher, er war auch — derselbe Kortner hat ihn so apostrophiert — „ein Riesengenießler“. Wie über die Unterprivilegierten, die Entrechteten, drängte es ihn auch über die, die sich lieben, zu schreiben. In Manchem, ja vielleicht in vielem war er ein Kind seiner Zeit. Ein wenig zu gutgläubig, zu blindgläubig fast — weil's halt in der Zeit lag — hat er mitunter von seinem Glauben an die Menschen, die Menschheit geschrieben (Der Band „Der Mensch ist gut“ wäre hierfür, schon dieses Titels wegen, ein Beispiel), ein wenig hochstilisiert, mystifiziert hat er wohl da und dort auch den Eros. Doch wenn er an sich hält, wenn er die Stimme nicht hebt, wenn der Ernst des Erzählens ihn so sehr durchdringt, daß er sich nichts ausmalen muß, wenn er mit ruhiger Gesammeltheit schreibt, voller Bedacht, kann er bewegen. Mit solcher Literatur reiht Leonhard Frank sich ein in die große deutsche Literatur dieses Jahrhunderts.

Otto Schmitt-Rosenberger, Seinsheimstr. 20, 8700 Würzburg



Abb. 1

Helge Göhring

„Hofmaler und Kammerdiener“

Drei Coburger Künstler aus der Familie Hermann

Als um das Jahr 1700 Johann Caspar, der Sohn des Sulzbacher Hofjuweliers Caspar Hermann, nach Coburg zog, um in Herzogliche Dienste zu treten, war noch nicht abzusehen, welch umfangreiche Familie ihm aus den Ehefrauen Amalie Fromann und Elisabeth Korn erwachsen würde, die vor allem Juristen und Verwaltungsbeamte, aber auch kunstbegabte Nachkommen hervorbringen sollte. Als Herzoglicher Kammerkanzlist und Floßmeister erwarb Johann Caspar 1709 die „Steinerne Kemenate“, heute Neugasse 1, das älteste Haus Coburgs, das bis 1866 der Stammsitz der Hermanns blieb. Von seinem Enkel Johann Friedrich Hermann finden sich heute in der Kunstsammlung auf der Veste Coburg 19 Kupferstiche und drei Aquarelle. Davon dürfte das Panorama der Stadt Coburg (Abb. 1) sein bekanntestes und bestes Werk sein. Die Originalplatte dieses Stiches wird ebenfalls noch auf der Veste aufbewahrt.

Im Kirchenbuch zu St. Moritz in Coburg wird Johann Friedrich als „Her-

zoglicher Hofmaler und Kammerdiener“ genannt, wobei letzterer als Ehrentitel zu verstehen ist. Geboren zu Coburg am 5. Mai 1739, kam er als Sohn des Regierungsadvokaten Dr. jur. Ferdinand Adam Hermann und dessen Ehefrau Christine Friederike Hertel zur Welt. Nach dem Wunsche des Vaters hätte sich Johann Friedrich auch dem Verwaltungsdienst oder der Juristerei zuwenden sollen, aber sein künstlerischer Schaffensdrang war so stark, daß er sich durchsetzte und schon 1753, mit 14 Jahren, die damals abenteuerliche Reise nach Kopenhagen antrat, um in der Werkstätte eines namhaften Künstlers, des am dänischen Königshofe wirkenden Kupferstechers Frans Michael Regenfus, seine Ausbildung im Gebrauch von Grabstichel, Schabeisen und Radiernadel zu erhalten.

Nach Coburg zurückgekehrt, übte er als selbständiger Maler, Kupferstecher und Radierer seine Kunst aus. Viele Arbeiten sind seinem Landesherrn, dem Herzog Ernst Friedrich (1764-1800) und dessen Ehefrau Sophia Antoinetta gewidmet